

Das steinerne Herz Afrikas

Im Hoggar-Gebirge

Wenn man den Reiseführern glauben durfte, dann würde die Oase In Salah in jedem Ranking über die unwirtlichsten Orte der Erde einen Spitzenplatz einnehmen. Schon der Name „In Salah“ (Salzige Quelle) verhieß nichts Gutes. Wasser besaß die Oase zwar reichlich, doch es war so salzig, dass man es kaum trinken konnte und in der Oasenwirtschaft erhebliche Probleme verursachte. Zu allem Unglück gehörte der Ort zu den heißesten Plätzen des Planeten – an die sechzig Grad im Schatten waren verbürgt. Schließlich war In Salah umgeben von ungemein aktiven Wanderdünen, die den Ort bedrängten wie unruhige Nachbarn und deren Existenz im Laufe der Zeit zu einer Westverschiebung der Oase geführt hatte. Jeden zweiten und dritten Tag brach ein Sandsturm über den Ort herein, meist am helllichten Tage, sodass alle Arbeit erstarb und sich die Menschen in ihre Behausungen flüchten mussten. Auch geschichtlich war wenig Erfreuliches zu erfahren. Vor der Ankunft der Franzosenflorierte In Salah als einer der größten Sklavenmärkte der Sahara, als ein Ort des Grauens, auf dem die Tuareg schwarzafrikanische Männer und Frauen aus der südlichen Sahelzone an die arabischen Sklavenhändler des Nordens verkauften.

Wir dagegen begrüßten die Oase In Salah bei unserer Ankunft am sudanesischen Stadttor wie eine Erlösung. Welch

ein Fest der Zivilisation, als wir unseren verstaubten Kleinwagen vor dem „Restaurant du Carrefour“ stoppten und uns an einen der Tische setzen konnten, umgeben von lauter mitteleuropäischen Sahara-Enthusiasten, die sich hier auf ihren Transsaharareisen gerne trafen. Manche hatten das „Saharacafé“ aus Libyen und Djanet kommend erreicht, wieder andere befanden sich schon auf der Rückfahrt von Agadez nach Tunis, eine Gruppe am Nebentisch war von der Westsahara und von Reggane aus nach In Salah gekommen. Es waren rüstige Männer und Frauen in den mittleren Jahren, die optimal vorbereitet mit ihren Wüstenjeeps durch die Weiten tourten. In all ihrer beruhigenden Korpulenz besaßen sie nicht nur genügend Fett- und Gemütsreserven für jede Art von Gefahr, sondern auch über ein ganzes Arsenal von Sandblechen, Orientierungsgeräten und Überlebensmitteln. Für Leichtfüße wie uns, die sich mit unzureichender Ausrüstung in die Tiefen der Wüste wagten, hatten sie nur Verachtung übrig. Wir wurden überhaupt nicht beachtet, denn am liebsten parlierte der Wüstenfuchs mit seinesgleichen „Pass bloß auf“, rief einer über die Tische, „dieses Oued ist noch immer versandet und die Piste schon wieder weggeschwemmt.“ „Ist die neue Straße im Süden von Tam Tam endlich eröffnet, und wie teuer ist nun die Grenzgebühr nach Mali?“ fragte ein anderer. „Nehmt euch in Acht, die Wegweiser an der Grenze zum Niger wurden verstellt,“ mahnte ein Dritter. Immerhin erfuhren wir auf diese Weise gleichsam nebenbei, wo wir unser Fahrzeug während unserer Tour nach Tamanrasset in In Salah zuverlässig und sicher unterstellen konnten.

Am nächsten Morgen klappte alles wie am Schnürchen. Im Büro der Air Algerie lag tatsächlich eine Flugreservierung für uns vor. Das war mehr, als wir erwartet hatten. Der

Geldumtausch ging am gleichen Schalter vollkommen problemlos vonstatten, und nach wenigen Minuten hielten wir zwei Bordkarten für den Flug nach Tamanrasset in unseren Händen.

Wie sich herausstellte, war die Düsenmaschine noch nicht einmal ausgebucht. Die Passagiere waren wohlhabende Araber in weißen Djellabas und Geschäftsleute aus Algier. Als Bordverpflegung gab es Minze-Tee und Nüsse. Gerade mal eine Stunde benötigte der Düsenjet für die siebenhundert Kilometer von In Salah nach Tamarasset, er überflog unendliche Stein- und Sandfelder, und trotz des klaren Lichtes war nirgendwo irgendeine Siedlung oder Straße zu erkennen.

Das erste was mir an Tamanrasset auf der Fahrt vom Flughafen in die Stadt auffiel, war ihre Größe. Tamanrasset war eine ganz andere Nummer als Taghirt, Timimoun oder In Salah, es war die Hauptstadt eines Regierungsbezirkes von der Größe Frankreichs mit einer Einwohnerzahl, die in die Zehntausende ging. Flüchtlinge und Zuwanderer aus den Sahelzonen hatten die beschauliche Oase Pater Foucaulds in eine komplett schwarzafrikanische Stadt verwandelt, deren ethnische Zusammensetzung niemand mehr überblickte. Im Zentrum, entlang einer lang gezogenen umschatteten Akazienallee, saßen die Abkömmlinge westafrikanischer Völker wie die Exponate eines Freilichtmuseums unbeweglich an den Straßenrändern und auf den Bürgersteigen. Manchmal saßen sie stundenlang an einem Ort, ehe sie aufstanden, um sich auf die andere Straßenseite zu setzen, um dort ebenso unbeweglich zu verharren. Jugendliche mit zerzausten Zottelhaaren rannten durch die dürrtigen Arkaden, schrien, rauchten und spielten ihre rätselhaften Spiele, Männerpaare, sich nach dem Kodex der westafrikanischen

Freundschaft einträchtig an den Händen haltend, überquerten langsam die Straße auf dem Weg zu einem unbekannten Ziel. Den Straßenverkehr hätte man bescheiden nennen können, wären nicht überall jene Toyota Jeeps herumgekurvt, in denen sich die ausländischen Touristengruppen in Mehrtagestouren durch das Hoggar-Gebirge fahren ließen. Auch unser Weg führte uns sofort zum Fremdenverkehrsamt, wo wir für den nächsten Tag eine Zweitagestour durch das Hoggar-Gebirge mit Jeep und Fahrern buchten.

Das kleine Fort de Foucauld, in dem der französische Missionar in seinen letzten zehn Jahren seines Lebens als geachteter Marabut unter den ansässigen Tuareg gelebt hatte, machte wenig her. Als kompakter Lehmabau mit schmalen Türen und Fenstern ohne sonderliche Sehenswürdigkeiten ergab sich seine Faszination alleine aus der Erinnerung an das Martyrium des Paters. Denn vor der Türe dieses Forts war Charles de Foucauld im Jahre 1916 bei einem Überfall libyscher Senussi-Tuareg von einem jungen Glaubenskrieger wie ein räudiger Hund erschossen worden. In seinem Nachlass, soweit er nicht von den Mördern vernichtet worden war, fanden sich Meditationen und umfangreiche Studien für ein Tuareg-Alphabet, mit dessen Hilfe Pater Foucauld die Welt der wilden Wüstenmänner endgültig an die Zivilisation heranführen wollte.

Im Rückblick erschienen diese guten Absichten allerdings in einem zwiespältigen Licht. Denn die Gesellschaftsstruktur der Tuareg war bereits in den Zeiten Pater Foucauld bis ins Mark getroffen worden, als die Franzosen begonnen hatten, die schwarzafrikanischen Sklaven zu befreien. Seitdem ist es mit den Tuareg nur noch abwärts gegangen. Viel fleißiger, verbindlicher und geschickter als ihre ehemaligen räuberischen Herren hatten sich die Nachfahren der

Sklaven in der Saharaökonomie fest etabliert, während die Nachfahren des ehemaligen Tuareg-Adels als Karikaturen ihrer selbst in ihren blauweißen Gewändern und ihren Gesichtsverhüllungen noch immer durch die Weiten der Sahara zogen, um sich mehr schlecht als recht von einer bescheidenen Kamelzucht zu ernähren

Auf einem völlig schattenfreien Innenhof besuchten wir den Markt von Tamanrasset, einen Ort trostlosen Tands, in dem die Händler im Staub saßen und sich gegenseitig Fahrradreifen oder Taschenlampen anboten. Aus reiner Langeweile erwarb ich ein altes und kokosnussgroßes Kamelhödchen, Wolfgang besorgte uns in einer unscheinbaren Bäckerei immerhin zwei passable Croissants, die wir mit einem Café noir zu uns nahmen. Sonderlich genussvoll war es nicht, denn über der ganzen Stadt lag eine Membrane aus Staub Staub stieg auf vom Straßenbelag, Staub lag auf den Salatköpfen, die auf dem Gemüsemarkt zum Verkauf standen, Staub und Sand bedeckte die Reparaturwerkstätten am Rande der Stadt, und auch die Croissants schmeckten irgendwie nach Sand. Natürlich dominierte der Staub auch in unserem Hotel, einer Unterkunft am Rande der Altstadt mit abgerissenen Zimmertapeten und baufälliger Möblierung. Dafür war wenigstens die Beschallung im Übermaß vorhanden. Aus dem Hotelradio tönte den ganzen Tag eine aufdringliche und extrem laute Vokalmusik, die sich ungefähr so anhörte, als würde man eine Horde manisch-depressiver Tuaregs unablässig durchprügeln und deren Geschrei als Endlosband in den Äther senden. Wolfgang fand diese Beschallung nicht folkloristisch sondern sozialistisch, denn ihm kam es so vor, als sei nur eine Kadenz gestattet



Unterwegs im Hoggar-Gebirge



Das Hoggar Gebirge ist das steinerne Herz Afrikas, ein Ort, den man gesehen haben muss, wenn man von der Oberfläche unserer Welt und der unglaublichen Vielfalt ihrer Erscheinungsformen einen zureichenden Begriff erhalten will. Auf einer Fläche von der Größe eines europäischen Staates erhebt es sich im Süden der algerischen Sahara als eine Mischung aus Hochebene und Vulkanlandschaft. Hunderte erloschener Vulkanschlote bieten den Besuchern Ansichten, als sei die Schöpfung mitten im Vollzug einfach abgebrochen worden. Manche Reisende verfallen dieser Landschaft und verbringen Wochen in Hoggar und seiner Umgebung, andere rasen nur in Gestalt einer Stippvisite ein paar Stunden durch die Bergwelt. Manche aber sehen diese Berge nie und wissen überhaupt nicht, dass es sie gibt.

Die klassische Hoggar-Rundfahrt führt auf einer Strecke von etwa zweihundert Kilometern Länge entgegen dem Uhrzeigersinn durch das Gebirge und dauert zwei Tage. Von Tamanrasset aus geht die Reise in einem einzigen Tag bis zum Djebel Assekrem und der 2726m hoch gelegenen Eremitenklause Pater Foucaulds, um am nächsten Tag über die Westroute zurückzukehren.

Es war eine Reise zurück in die Zeiten lange vor der Entstehung des Lebens, als sich hier, mitten im werdenden Afrika, aus unzähligen Vulkanen die Magmaflut des Erdinnern über die Landschaft ergoss. Aus diesen brodelnden Megavulkanen der Vorzeit entstanden nach ihrer Erkalting riesenhafte Berge tot verwittert, dem Wind und der Sonne preisgegeben, bis ihnen die Gewalt der Jahreszeiten den Mantel entriss und nichts blieb als der Anblick jener granitenen, nackten Lavaschlote, die nun wie vergessene Zeugen

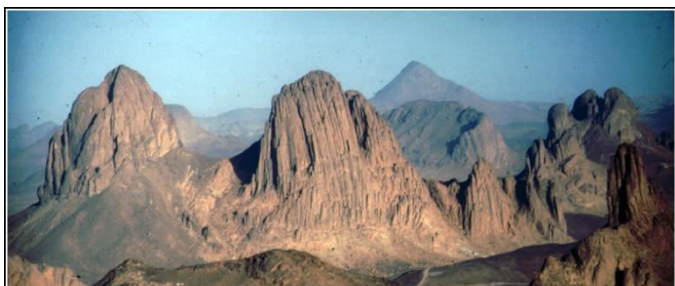
der Urzeit in den Himmel ragen. Wir waren mit einem Jeep und zwei schwarzafrikanischen Fahrern unterwegs, die freundlich und hilfsbereit überall anhielten, wo wir es wünschten, ohne uns sonderlich viel erzählen zu können. Sie absolvierten heute wie an jedem anderen Arbeitstag ihre Standardroute, hielten zuerst am Iharem, dem ersten markanten Basaltdom unserer Route, fuhren uns sodann zu diesem Oued und jenem Aussichtspunkt und kochten uns einen Minze-Tee am Fuße des über zweitausend Meter hohen Akar-Akar Massiv.

Je tiefer wir in das Hoggar Gebirge eindringen, desto vollständiger verwandelte sich die Landschaft in eine monomane Welt aus Stein in allen nur denkbaren Erscheinungsformen: aufgeplatzte Krater, Bergabstürze mit fantastisch geformten Röhrenfelsen, als hätte sich die Natur in diesem abgelegenen Teil der Welt an der Konstruktion einer Riesenorgel versuchen wollen, kleine Steinwannen, in denen sich das Regenwasser sammelte und winzige Parzellen des Lebens zum Erblühen brachte. Wir passierten schwarze Schluchten, die den Toren zur Unterwelt glichen, und immer neue Basaltdome, die wie urweltliche Phalli in den Himmel ragten die Schöpfungsfreude der Natur überforderte im Hoggar das ästhetische Fassungsvermögen des Menschen bei weitem.

Der späte Nachmittag war bereits angebrochen, als wir hinter der Abbiegung zur Djanet-Piste den Rundweg verließen und die Passstraße zum Djebel Assekrem hinauffuhren, eine steinige Furt, auf der zwanzig Prozent Steigung zu bewältigen waren und die immer höher in eine grotesk geformte Hochgebirgslandschaft hinaufführte. Die langen Schatten der Millionen Jahre alten Berge klebten förmlich an unserem Jeep, während er sich die letzten Meter bis zum

Parkplatz des Assekrem hinaufquälte. Von diesem Parkplatz aus gingen wir bei starker abendlicher Abkühlung noch einmal eine halbe Stunde bergaufwärts, bis wir in 2726m Höhe auf einem keinen Felsvorsprung die Einsiedlerklausen Pater Foucaulds erreichten. Es war eine Klausen im wahrsten Sinne des Wortes, ein winziger Raum mit einem improvisierten Miniaturaltar, vor dem zur gleichen Zeit kaum mehr als ein halbes Dutzend Menschen hätten Platz finden können. Sie war umgeben von einem gepflasterten Vorplatz, auf dem die Besucher den Sonnenuntergang beobachteten.

Wir kamen gerade noch rechtzeitig, um von der Klausen aus zu sehen, wie die letzten Strahlen der Saharasonne das gegenüber liegende Tahat-Massiv illuminierten. Die Kälte der Luft, der Winkel der tief stehenden Sonne und die Materialien des Gesteins erzeugten den Eindruck eines derartigen Loderns, so dass man sich nicht gewundert hätte, wenn im nächsten Augenblick eine gewaltige Stichflamme aus dem dreitausend Meter hohen Tahat emporgeschossen wäre. Doch unaufhaltsam rückten die schwarzen Schatten dem Sonnenrand hinterher, überwölbten die Grate und wurden schließlich eins mit dem Konturenrelief der umgebenden Berge. Die Weite des Horizontes und das unerbittliche Vorrücken der nächtlichen Schatten erzeugten in mir für einen Augenblick die Illusion, ich könne in das Räderwerk der Schöpfung blicken. Zugleich identifizierte ich mich selbst als winziges Detail dieses Bildes, trat gleichsam aus mir heraus und fühlte mich eins im Taktschlag der Welt. Dieser Ort, den wir fast zufällig und ungeplant im Zuge unserer Reise erreicht hatten, bescherte mir eine Ekstase, die meine Sinne verwirrte.

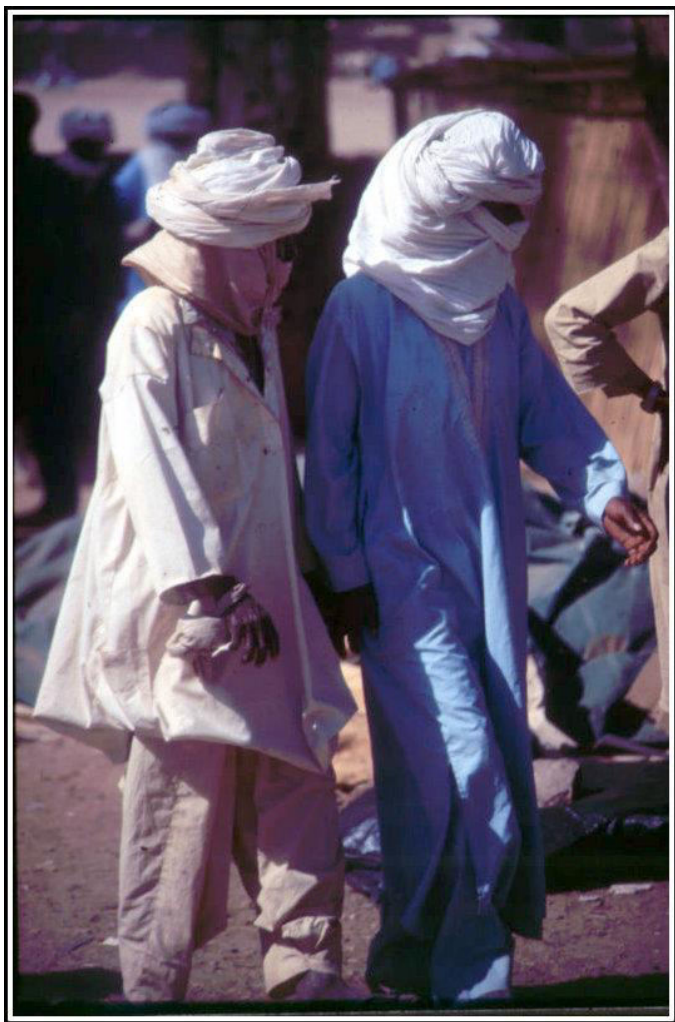


Aber damit nicht genug. Nach der Nacht, die wir in einem zugigen Schlaftsaal am Rande des Assekrem-Parkplatzes in zweitausendfünfhundert Metern Höhe zugebracht hatten, erstiegen wir in aller Morgenfrühe erneut den Berg und betrachteten den Wechsel von Tag und Nacht nun in der umgekehrten Reihenfolge. Zuerst war es nur ein schmaler Streifen, der im Osten zu erkennen war, dann wurden zarte Zacken wie ein System von Spinnennetzen sichtbar, das sich über den Horizont wölbte. Schließlich schälten sich die höchsten Berge als vage erkennbare Konturen heraus, ehe sie im Licht des neuen Tages immer präsenter hervortraten. Die schwarzen Schatten über den riesenhaften Vulkan-schloten zogen sich zurück und enthüllten wie auf einem Tablett der Schöpfung dargeboten das gleiche Tahat-Massiv, das wir gestern Abend ebenso grandios hatten versinken sehen.

Der Rest des Tages verging im Bann dieser Bilder. Ein Oued hier, ein Orgelpfeifenberg dort, ein Tee am Rande der Straße, alles verblasste vor dem Erlebnis des Assekrem. Als wir Tamanrasset am Abend des zweiten Tages wieder erreichten, gingen wir gleich zu Bett. Morgen würde es genug Mühe kosten, unsere Rückreise nach In Salah zu organisieren.

*

Niemand kennt eine Stadt, in der er nicht lange darauf warten musste, sie endlich zu verlassen. Das war die Einsicht, die uns die nächsten Tage lehren sollten. Denn die Organisation unserer Rückreise von Tamanrasset nach In Salah, eine Aufgabe, die wir in der Euphorie unseres Aufbruchs nach Süden als Kleinigkeit veranschlagt hatten, erwies sich



in der von uns geplanten Form als unmöglich. Sämtliche Flugtickets waren auf Wochen hinaus ausgebucht, außerdem fielen in dieser Jahreszeit immer mehr Flüge wegen der zunehmenden Zahl von Sandstürmen aus. Und der nächste Bus nach In Salah fuhr erst in zwei Wochen. Wir saßen fest.

Das einzige, was uns blieb, war der tägliche Bittgang ins Büro der Air Algerie um auf frei gewordene Plätze zu hoffen, die uns aber auch nicht zufallen würden, selbst wenn es sie gäbe, weil unsere Namen auf einer langen Warteliste ganz am Ende standen. Zu allem Unglück fiel in unserem Hotel die Kanalisation aus, und es dauerte nur eine Stunde, da zog ein widerlicher Kotgeruch durch alle Räume. Wasser gab es jeden Tag nur noch eine halbe Stunde, so dass wir nicht nur von unedlen Gerüchen umnebelt wurden, sondern auch noch selbst langsam aber sicher verdreckten.

Jeden Tag ein wenig unrasierter und abgerissener liefen wir nun die Straßen von Tamanrasset auf und ab und sahen an den Blicken der Ortsansässigen, dass man uns schon kannte. Meist setzten wir uns am Mittag, nach dem erfolglosen Besuch des Reisebüros, unter eine Akazie an einer Kreuzung und ließen uns einen Minze-Tee bringen. Einmal schlief Wolfgang unter einem dieser Bäume einfach ein das leere Teeglas in der Hand lag er der Länge nach auf der Straße, und ich erkannte auf seinem Gesicht die Spuren der Erschöpfung.

Als sich mit Flugtickets oder Busverbindungen rein gar nichts ergab, schlug Wolfgang vor, auf dem Campingplatz von Tamanrasset nach einer Mitfahrgelegenheit zu fragen. Ein solches Vorhaben war an Peinlichkeit kaum zu überbieten, denn wer sollte Mitleid mit zwei Schwachköpfen haben, die einfach ohne Auto und Rückflugticket in die hinterste Ecke der Sahara reisen? Aber es war unsere einzige Chance,

und so ließ ich mich breitschlagen, als der Indolentere von uns beiden vor den Campingtischen der Sahara-Experten und Wüstenhasen zu antichambrieren.

Schon am Morgen des nächsten Tages legten wir uns auf dem Campingplatz von Tamanarasset auf die Lauer. Kaum sahen wir einen Jeep auf das Gelände fahren, rannten wir schon zu den Fahrern und brachten unsere Geschichte zu Gehör. Doch wir hatten Pech. Entweder fuhren die Reisenden nicht nach In Salah, sondern zu einer ganz anderen Oase, oder sie waren derart vollgepackt, dass 209 keine Katze mehr in ihre Fahrzeuge hinein gepasst hätte. Manche der Saharafahrer, die ich im Habitus der absoluten Devotion ansprach, ließen den Klugscheißer raushängen und mokierten sich über unsere Leichtsinnigkeit, andere boten uns zum Trost ein Bier oder eine Konservendose an, aber wir brauchten keine Spenden, sondern eine Mitfahrgelegenheit. So ging das Stunde um Stunde, mein Vortrag wurde immer flüssiger und überzeugender, doch die Ergebnisse blieben sich gleich: keine Mitfahrgelegenheit nirgends.

Wir wollten schon am Abend den Platz verlassen und in unser stinkendes Hotel zurückkehren, als ein Toyota mit Kölner Nummer auf den Platz fuhr. Am Steuer saß ein bärtiger Mann von etwa fünfzig Jahren mit Halbglatze und Beamtenblick, seine Frau war etwa gleich alt, trug eine Kappe und ein kurzärmliges Shirt, beide wurden begleitet von einem jungen kräftigen Mann, möglicherweise ihrem Sohn, mit dem sie diese Reise gemeinsam unternahmen. Die drei waren ein eingespieltes Team – kaum war der Wagen eingeparkt, wurde das Zelt aufgeschlagen, die Kochgeräte positioniert, und innerhalb kürzester Zeit war der Rastplatz hergerichtet.

Als Kölner fiel es mir nicht schwer, mit den Neuankömmlingen ein Gespräch anzufangen. Es handelte sich um die Familie Bach aus Köln-Merheim während ihrer ersten und akribisch vorbereiteten Saharatour. Vater Helmut entpuppte sich als Steuerbeamter, die Mutter Ellen war Grundschullehrerin, und Sohn Titus studierte Medizin im zweiten Semester. Sie hörten sich unsere Geschichte aufmerksam an, lehnten unsere Bitte nicht rundweg ab, sondern verwiesen auf ihren vollgepackten Wagen, in den kaum noch etwas hineinpassen würde.

„Ja, aber können wir denn nicht den Anhänger noch ein wenig mehr beladen und auf der Rückbank etwas mehr Platz schaffen?“ fragte Mutter Ellen. „Ich fürchte um die Radaufhängung des Anhängers“, erwiderte der Vater, „die ist seit der letzten Piste ein wenig angeschlagen“.

„Aber haben wir nicht ohnehin zu viele Wasserkannister, die nur Platz wegnehmen?“ meinte Titus.

„Ohne volle Wasserkannister fahren wir nicht“, entschied der Vater.

So plätscherte die abendliche Diskussion am Tisch der Familie Bach vor unseren Augen hin und her, ohne dass man sich wirklich schlüssig werden konnte. Am Ende wurde entschieden, dass man sich übermorgen früh gegen acht Uhr an der Ausfallstraße nach In Salah treffen sollte. Falls es der Familie Bach bis dahin gelungen sei, Platz im Wagen zu schaffen, würden sie vorbeikommen und uns mitnehmen falls nicht, sei halt nichts zu machen. Das hörte sich wie eine Ausrede an, und als wir uns verabschiedeten und uns für die mögliche Mühe überschwänglich bedankten, hatte ich wenig Hoffnung.

Der nächste Tag in Tamanrasset war der bitterste der ganzen Reise. Natürlich sprachen wir wieder am Busbahnhof und im Reisebüro vor, aber wie schon in den letzten Tagen, gab es keine Tickets für uns. Dafür war in unserem Hotel nun auch das Wasser vollständig ausgefallen, ein Missstand, den der Eigentümer mit dem flächendeckenden Einsatz von Insektenvertilgungsmitteln bekämpfte. Nun erhielt der Fäkalgeruch, der mittlerweile wie eine Glocke über dem Haus lag, einen Schuss ins Chemische, was womöglich noch abscheulicher roch als vorher. Längst koteten wir wie die Einheimischen in irgendeinen Straßengraben, denn in den Hottelatrinen blubberten die Fäkalien, als wären die Vulkane des Hoggar wieder zum Leben erwacht. Wir hatten uns schon seit Tagen nicht mehr richtig gewaschen, unsere Hemden waren unter den Achseln dreimal durchgeschwitzt und standen vor Dreck. Meine Unterwäsche fühlte sich an, als würde ich in einem Karton anstelle einer Unterhose durch die Gegend laufen. Die traurige Wahrheit war: mit unserem schwankenden Gang, den Bartstoppeln, den fettigen Haaren und der abgerissenen Kleidung näherten wir uns immer mehr dem Erscheinungsbild der Obdachlosen an, die uns während unserer Besuche der Akazienallee nun schon wie alte Bekannte begrüßten. Wolfgang war mir seinen Nerven sichtlich am Ende: „Nie wieder dritte Welt“ murmelt er, während wir die Straße auf und ab liefen. „Nie wieder dritte Welt – das schwöre ich dir.“

Das war der Stand der Dinge, als wir am Freitagmorgen kurz vor acht wie die verlorenen Seelen mit unseren kleinen Rucksäcken abgerissen und verfilzt an der Ausfallstraße von Tamanrasset standen. Ab acht Uhr gab Wolfgang die Uhrzeit im Zweiminutentakt vor, doch weit und breit kein Jeep aus Köln in Sicht.